

Eigennamen im deutsch-deutschen Sprachspiel

Hornbostel, Stefan; Landmann, Ute; Lucke, Ines; Müller, Arlett; Vorwerk, Liane

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hornbostel, S., Landmann, U., Lucke, I., Müller, A., & Vorwerk, L. (1997). Eigennamen im deutsch-deutschen Sprachspiel. In W. Frindte, T. Fahrig, & T. Köhler (Hrsg.), *Deutsch-Deutsche Sprachspiele* (S. 178-192). Münster: Lit Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-25609>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

EIGENNAMEN IM DEUTSCH-DEUTSCHEN SPRACHSPIEL

Stefan Hornbostel zusammen mit Ute Landmann, Ines Lucke, Arlett Müller, Liane Vorwerk

I. Namen und soziale Identität

Sprache ist kreativer Bestandteil menschlicher Tätigkeiten oder Lebensformen und daher weit mehr als ein beliebiger Zeichenvorrat, mit dessen Hilfe sich die Dinge identifizieren lassen. Darauf hatte Ludwig Wittgenstein nachdrücklich hingewiesen, und er war es auch, der auf einen wichtigen Unterschied zwischen Benennen und Beschreiben aufmerksam machte: „Das Benennen ist noch gar kein Zug im Sprachspiel, - sowenig, wie das Aufstellen einer Schachfigur ein Zug im Schachspiel. Man kann sagen: Mit dem Benennen eines Dinges ist noch nichts getan. Es hat auch keinen Namen, außer im Spiel“ (Wittgenstein 1977, §49). Sind die Figuren aufgestellt und ist der Eröffnungszug gemacht, dann erweisen sich Namen als ausgesprochen flexible Behältnisse, die nach Frege neben der „Bedeutung“ (im Sinne von Referenz) einen kontextabhängigen „Sinn“ entfalten. Folgt man Wittgenstein, dann verflüssigt sich sogar die Bedeutung im Sprachspiel: „Ich gebrauche den Namen »N« ohne feste Bedeutung“ (ebd., § 79). Für die Sprachphilosophie und auch für die Linguistik entstanden mit der Frage, wie es möglich ist, sich mit Eigennamen identifizierend auf konkrete Einzeldinge oder -personen zu beziehen bzw. wie sich derartige Namen von beschreibenden Appellativa oder situationsbezogenen Ausdrücken unterscheiden lassen, eine Fülle von nach wie vor ungelösten Komplikationen.

Ganz anders das mythische Denken. Ihm ist jene Vorstellung, Namen könnten „meaningless signs“ (Mill) sein, völlig fremd. Der Name enthält im mythischen Denken eine eigentümliche Macht über Dinge und Personen: „Das Wort und der Name bezeichnen und bedeuten nicht, sondern sie sind und wirken“ (Cassirer, 1953, S.53). Die Vorstellung, daß der Eigenname aufs engste mit dem Wesen der bezeichneten Person verbunden ist, zieht sich wie ein roter Faden auch durch die literarische Reflexion auf Namen. Von den vielen Beispielen sei nur der *genius loci* bemüht; Goethe äußerte sich anläßlich einer Polemik über seinen Namen folgendermaßen: „Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schin-

den darf, ohne ihn selbst zu verletzen“ (Goethe, 1962, S.447). Namen erlauben in dieser Denktradition nicht nur den unmittelbaren Zugriff auf eine Person, vielmehr ist der Akt der Benennung die basale Operation, mit der das bedrohlich Unbestimmte in die beherrschbare Welt der Sprache überführt wird: „Alles Weltvertrauen fängt an mit den Namen“ (Blumenberg, 1990, S.41).

Vor allen Dingen Ethnologen haben darauf hingewiesen, daß sich Sprachspiele identifizieren lassen, in denen der Eigenname den „Saum eines allgemeinen Klassifizierungssystems bildet, der keinesfalls nur in archaischen Gesellschaftsformationen zu beobachten ist: „Man benennt also niemals: Man ordnet den anderen ein, wenn der Name, den man ihm gibt, eine Funktion der Eigenschaft ist, die er hat, oder man ordnet sich selbst ein, wenn man, in dem Glauben, keiner Regel folgen zu müssen, den anderen ‚frei‘ benennt, d.h. in Funktion der Eigenschaft, die man selbst hat. Und meistens tut man beides zugleich“ (Lévi-Strauss, 1981, S.210 f).

Diese Eigentümlichkeiten haben Namen und speziell den Anthroponymen zu einer besonderen Stellung bei der Identifikation von Subjekten, bei ihrer Einordnung in die jeweilige soziale Welt und bei der Zwiesprache mit den transzendentalen religiösen oder magischen Gewalten verholfen. Insoweit sind Namen an sich, ebenso wie die Systeme der Namensfindung, so eng mit der sozialen und kulturellen Verfassung einer Gesellschaft verknüpft, daß sie auch als „Sozionyme“ (Debus, 1995, S.393) bezeichnet werden. Aus der Perspektive der linguistischen Forschung artikuliert sich eine solche Verwobenheit in die gesellschaftlichen Prozesse als Forderung nach einer „Namenpragmatik“ (Werner, 1995, S.476), aus soziologischer Perspektive als Programm einer „Sozioonomastik“. Beides ist bisher erst in Ansätzen realisiert.

Der hier vorgestellte Versuch, etwas über die Gemeinsamkeiten und Differenzen deutsch-deutscher Sprachspiele in Erfahrung zu bringen, geht nicht von einer onomastischen Fragestellung aus, sondern betrachtet die Wandlungsprozesse und Regelmäßigkeiten in der Namengebung als Indikatoren für längerfristige gesellschaftliche Wandlungsprozesse (diachronisch) und als Hinweise auf innergesellschaftliche Differenzierungsprozesse (synchronisch). Wenngleich die Vergabe von Vornamen auf den ersten Blick ein höchst individueller Akt zu sein scheint, sind gerade Eigennamen keineswegs nur individuelle Identitätssymbole, in denen mikrosoziale Aushandlungskonstellationen gerinnen, sondern sie stellen immer auch eine sprachliche Symbolisierung von sozialer Zugehörigkeit und Distanz dar. Entsprechend bilden sich auf der Makroebene typische Muster, Halbwertszeiten, Modezyklen etc. aus, nicht selten mit contraintentionalen Folgen für die involvierten Akteure. Vornamen scheinen daher als Indikatoren kollektiver Identitäten und soziokultureller Wandlungsprozesse geeignet. Wir erwarten deshalb, daß Prozesse, die für die Gegenwartsgesellschaft diagnostiziert werden wie Modernisierungs- und Individualisierungsschübe, die Auflösung traditionaler Bindungen und geschlechtsspezifischer Zuschreibungen, die Ausdifferenzierung sozialer Milieus mit je eigenen kulturellen Präferenzen, die Akkumulation und Vererbung kulturellen Kapi-

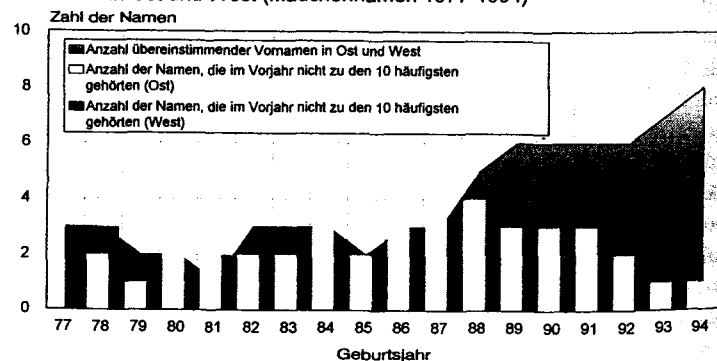
tals, die Ausbildung zeitlich begrenzter life-style-Attitüden, die zunehmende Globalisierung und auch die symbolischen Markierungen sozialer Grenzen ihren Niederschlag in der Namensgebung und -verwendung finden. Weitgehend unklar bleibt aber bisher die Frage, ob derartige makrostrukturelle Muster dem bewußten Handeln der Namensgeber zuzuschreiben sind, oder ob nicht vielmehr deren Situation im sozialen Raum für ästhetische Präferenzmuster jenseits bewußter Handlungsstrategien verantwortlich ist (vgl. Walther & Schultheis, 1974).

Die folgenden Ergebnisse stammen aus einem Lehrforschungsprojekt zur Soziologie des Namens und versuchen deutsch-deutsche Annäherungen bzw. Distanzierungen und innerdeutsche Differenzierungen zu präsentieren. Die Daten entstammen eigenen Erhebungen in den Geburtsregistern der Stadt Jena, schriftlichen und mündlichen Befragungen von Eltern und Studenten in Jena und Umgebung sowie sekundäranalytischen Auswertungen. Sie beziehen sich sowohl auf die Mikro- wie auf die Makroebene, auf Längsschnitt- wie auf Querschnittdaten. Auf ihrer Grundlage soll versucht werden, die unterschiedlichen Perspektiven der Namensgeber, der Benannten und der Namensverwender anzudeuten, soweit dies in der gebotenen Kürze möglich ist.

II. Namenswende - Wendenamen oder die kulturelle Wiedervereinigung

Wie die Abbildung 1 zeigt, haben sich die Vorlieben für die zehn häufigsten Mädchennamen in Ost- und Westdeutschland im Laufe der Zeit deutlich auseinanderentwickelt. Da die Datenbasis vor 1990 sehr schmal ist und die Zahl der einbezogenen Standesämter schwankt, ist die Graphik allerdings mit Vorsicht zu interpretieren.

Abb. 1: Konkordanzen zwischen den 10 häufigsten Namen in Ost und West (Mädchennamen 1977-1994)



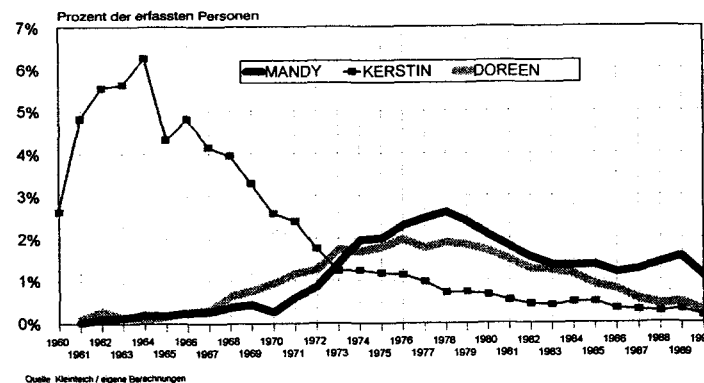
Quelle: Der Sprachdienst und Sprachpflege (fortlaufend)

tieren.

Die größte Kluft scheint sich in den 70er Jahren entwickelt und in den 80er Jahren auf einem Niveau eingependelt zu haben, auf dem in der Regel weniger als die Hälfte der beliebtesten Mädchennamen in Ost und West übereinstimmen (das zeigt sich auch bei Verwendung anderer Quellen). Mit der Wende nimmt die Übereinstimmung deutlich zu. Die (überwiegend jungen) Eltern, die selbst bereits in der DDR sozialisiert wurden, entwickeln eine Vorliebe für angloamerikanische und romanische Namen, die in dieser Intensität im Westen nicht auftritt. Während in der BRD (alt) in den 80er Jahren auch viele russische Namen beliebt werden, entwickelt die DDR eine auffällige Westorientierung. Die ausgeschlossene Welt bleibt in den Namen auch in der Alltagswelt präsent.

Die Abbildung 2 zeigt exemplarisch den Beginn dieser Entwicklung in den frühen 70er Jahren anhand der Lebenszyklen von drei Mädchennamen. Später als „DDR-typisch“ etikettierte Mädchennamen wie Mandy, Peggy, Sandy, Doreen etc. beginnen ihre Karriere in dieser Zeit und erreichen Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre eine so hohe Frequenz, daß die einzelnen Namen 2% bis 3% der Personen der jeweiligen Geburtskohorte erfassen. Diese Modebewegung spiegelt sich auch in der

Abb. 2: Lebenszyklen von Vornamen (Mädchen) DDR 1960-1990



sprachlichen Herkunft und in den Formen der vergebenen Namen wider: Während 1978/80 bei den im Standesamt Jena registrierten Mädchennamen ca. 50% der Namen zu den eher traditionellen Namen lateinischer, griechischer, hebräischer oder deutscher Herkunft zählten (Jungennamen ca. 60%), erhöhte sich dieser Anteil 1993/95 zu Lasten der Namen romanischer, nordischer und englischer Herkunft auf ca. 65% bei den Mädchennamen und 73% bei den Jungennamen. Dem korrespondiert eine Abnahme der Kurz- und Koseformen im o.g. Zeitraum zu-

gunsten des Anteils der Namen in ihrer Stammform sowohl bei Mädchen wie bei Jungen.

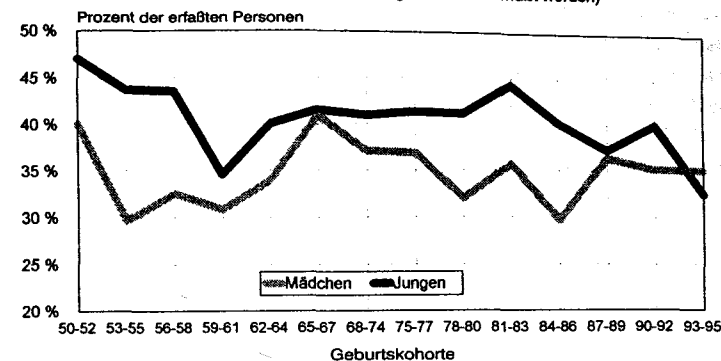
In den 80er Jahren setzt in der DDR ein Wandel in der Präferenzordnung ein. In Abbildung 2 äußert sich dieser Wandel im Absinken der Häufigkeiten einzelner Modenamen, in Abbildung 1 zeigen die Balkendiagramme im Osten einen heftigen Wechsel in der Liste der Top-Ten-Namen, im Westen nur moderate Bewegungen. Nach 1989 beginnt dann eine sehr schnelle Angleichung der beliebtesten Namen in Ost- und Westdeutschland. Zumindest regional ging der politischen Wiedervereinigung offenbar eine Art kultureller Wiedervereinigung voraus, die 1994 nahezu abgeschlossen war.

III. Ladies first oder die Einebnung der Geschlechterdifferenzen

Während die Wahl der Mädchennamen eine deutliche Ost-West-Annäherung nahelegt, ist dies bei den Jungennamen nach 1989 nicht der Fall. Der Grund liegt darin, daß Jungennamen bis zum Beginn der 80er Jahre offenbar ein gesamtdeutsches Erbe darstellen und entsprechend hohe Übereinstimmungen zwischen Ost und West aufweisen. Dieser Befund fügt sich gut in das in der Fachliteratur vermittelte Bild geschlechtsspezifischer Kriterien bei der Namengebung: Mädchennamen gelten als modenanfälliger, die Lebenszyklen der Mädchennamen seien kürzer und die Konzentration auf wenige Standardnamen geringer (vgl. Besnard & Desplanques, 1988, S. 29). Bei der Vergabe von Jungennamen scheinen umgekehrt die Namensgeber stärker von traditionellen Bindungen beeinflusst zu sein (familiäre Nachbenennungen, religiöse Benennungssysteme, Traditionsnamen etc.). Gegenüber den Ansprüchen moderner Gesellschaften und insbesondere gegenüber dem Anspruch einer sozialistischen Gesellschaft auf Gleichstellung der Geschlechter wirkt dieser Befund irritierend (vgl. zum Wertwandel: Luthé & Meulemann, 1988). Seit Mitte der 80er Jahre bewegen sich allerdings die Jungennamen auf einem ähnlichen Ost-West-Übereinstimmungsniveau, ohne jedoch den starken Angleichungsprozeß nach der Wende mitzuvollziehen (ein Stück DDR-Identität?). Analysiert man die geschlechtsspezifischen Mechanismen der Namengebung genauer (wir beziehen uns dabei auf die Stadt Jena), zeigen sich einige überraschende Entwicklungen: Anfang der 50er Jahre liegt bei den Jungen eine deutlich ausgeprägtere Konzentration auf wenige Namen als bei den Mädchen vor (vgl. Abb.3).

Abb. 3: Namenskonzentration (Standesamtsbezirk Jena)

(Prozentsatz der Personen, die mit den 10 häufigsten Namen erfaßt werden)

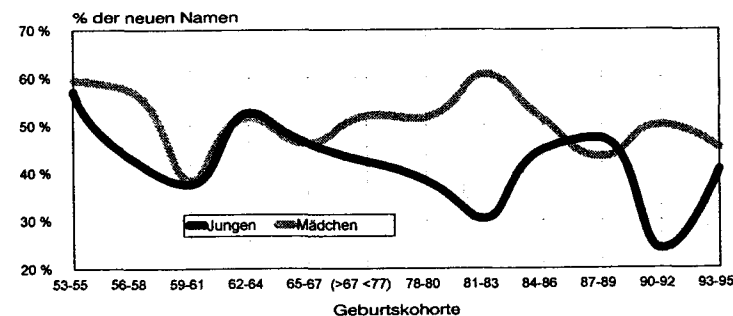


Anm.: Für den Zeitraum 1968 - 1974 liegen nicht genügend Daten für eine genaue Aufteilung nach Geburtskohorten vor.
Quelle: Standesamt Jena / eigene Berechnungen

Hinsichtlich der Namensinnovation unterscheiden sich die Geschlechter bis zum Ende der 60er Jahre jedoch kaum (Abb.4). Mitte der 60er Jahre sind die strukturellen Differenzen der Namengebung (Konzentration und Innovation) zwischen den Geschlechtern nahezu aufgehoben. Der weitere Verlauf ist die Geschichte einer Restauration, die ihren Höhepunkt Anfang der 80er Jahre findet. Zu diesem

Abb. 4: Namenswandel in der Stadt Jena

(Prozentsatz der Namen, die im vorhergehenden Zeitraum nicht vergeben wurden)



Quelle: Geburtenbücher der Stadt Jena / eigene Berechnungen (nur Namen mit n > 1)

Zeitpunkt weisen die Jungennamen wieder eine deutlich stärkere Konzentration als die Mädchennamen auf. Der Namenswandel erreicht bei den Jungennamen seinen Tief- und bei den Mädchennamen seinen Höhepunkt. Die Ungleichbehandlung der Geschlechter in der Namengebung erreicht in den 80ern ihre maximale Ausprägung in der Nachkriegsgeschichte. Dies wirft zumindest die Frage auf, ob sich

in der DDR nicht jenseits der Frauenerwerbstätigkeit und formaler Gleichberechtigung ein extrem traditionales Geschlechtsrollenverständnis auch symbolisch verfestigt hatte.

Ab Mitte der 80er Jahre setzt jener bereits beschriebene Prozeß kulturellen Wandels ein: Die Geschlechterdifferenzen in der Namengebung minimieren sich. Die Wende macht sich nur als eine kurzfristige Irritation (geringe Innovation) bei der Vergabe von Jungennamen bemerkbar. Mitte der 90er Jahre lassen sich keine strukturellen Differenzen zwischen den Geschlechtern mehr feststellen. Diese heutige Situation geht auf einen etwa zehnjährigen Anpassungsprozeß zurück, in dem die Vergabe von Jungennamen modischer und vielfältiger, die Vergabe von Mädchennamen traditioneller und weniger bunt wurde. Die DDR durchlebte eine Art kultureller Modernisierung bei gleichzeitig wirtschaftlichem Niedergang. Eine Diagnose, die darauf hindeutet, daß derartige Prozesse des Wertwandels keineswegs an das Substrat einer Wohlstandsgesellschaft gebunden sind.

IV. Vom Kollektiv zum Individuum

Georg Simmels Konzept der Kreuzung sozialer Kreise, wonach Individualität erst im Schnittpunkt heterogener sozialer Verkehrskreise ausgebildet wird, steht am Anfang einer langen Folge von Individualisierungstheorien, die für moderne Gesellschaften eine Auflösung religiöser, traditionaler und schließlich milieuspezifischer Verbindlichkeiten diagnostizieren. Individualisierung, steigende Optionalität etc. bedeuten jedoch keineswegs eine Aufhebung der traditionellen Grenzlinien, die bisher vor allen Dingen mit dem Schichtbegriff beschrieben wurden (vgl. Geißler, 1996). Vielmehr scheinen zwei Gesichtspunkte wesentlich. Erstens: Die Verbindung zwischen sozioökonomischen Lagen und zugehörigen, genau umrissenen Lebensstilen wird im Verlaufe von Individualisierungsprozessen geringer. Zweitens: Gerade in den expressiven, ästhetischen Äußerungsformen können Traditionsbestände wieder aufgenommen werden, nun aber nicht als selbstverständliche Norm, sondern als reflexive Aneignung mit der Folge patchworkartiger Koexistenz unterschiedlichster Stile.

Im Hinblick auf die Namengebung, die ja Wahlen ohne Restriktionen durch Ressourcenmangel zuläßt, würde dies bedeuten, daß zunächst bestimmte Traditionen ihre Verbindlichkeit verlieren (Benennung nach Heiligennamen, Nachbenennung in der Familientradition etc.) und sodann der gesteigerte individuelle Distinktionsbedarf die Konzentration auf wenige sehr gebräuchliche Namen deutlich abschwächen müßte. Für die DDR ließe sich nun vermuten, daß der politisch propagierte symbolische Bezug zum Kollektiv auf der einen und die Abwertung expressiver Individualität als bürgerliche Dekadenz auf der anderen Seite derartige Individualisierungsprozesse auch im Alltagsleben behindert haben. Wie die Abbildung 3 zeigt, läßt sich bis zum Ende der fünfziger Jahre für Jungen- und Mädchennamen

in Jena ein „Individualisierungsschub“ im Sinne einer nachlassenden Bindekraft der zehn häufigsten Vornamen ausmachen. Anfang/Mitte der 1960er Jahre ist diese Diversifikation nahezu rückgängig gemacht. Bei den Mädchennamen ab Mitte der 70er, bei den Jungennamen ab Anfang der 80er Jahre nimmt dann die Konzentration erneut ab, und zwar derart, daß Mitte der 90er Jahre die Jungennamen eine geringere Konzentration als die Mädchennamen aufweisen. Betrachtet man diese Entwicklung in einem größeren Sample DDR-weit, dann lassen sich mit den 10 häufigsten Jungennamen 1962 ca. 42% der neugeborenen Jungen erfassen, 1990 nur noch ca. 24%. Die stärkste Abnahme der Konzentration erfolgt dabei in zwei Wellen in der Zeit zwischen 1963 und 1975 sowie zwischen 1983 und 1990. Bei den Mädchennamen ist der Trend weniger ausgeprägt und stärker oszillierend (vgl. Hornbostel, 1996). Es scheint also, als sei die Alltagskultur der DDR - im Gegensatz zum offiziösen Bild des nivellierten Kollektivs - durchaus an jene Individualisierungsprozesse des Westens angeschlossen gewesen. Getragen wurde diese Individualisierung im Bereich der Namen wesentlich von einer nachlassenden Stereotypie der Jungennamen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß wir es in unserem Jahrhundert nur noch mit den Ausläufern weitaus dramatischerer Individualisierungsprozesse (im Bereich der Namen) vor allen Dingen im 19. Jahrhundert zu tun haben (vgl. Gerhards, 1996).

V. Klassenlose Gesellschaft oder besitzloses Bildungsbürgertum

Daß Sprache und soziale Schichtungsmuster zusammenhängen, ist spätestens seit Basil Bernsteins Untersuchungen bekannt, immer wieder diskutiert und im Hinblick auf die kausalen Abhängigkeiten von Sprache und Schicht modifiziert worden. In unserem Zusammenhang geht es nur um die begrenzte Frage, ob Namen die Funktion eines „sozialen Kapitals“ übernehmen können, denn die ästhetische Dimension der Namenswahl läßt sich auch als soziale Zuordnung verstehen, die eine spezifische Abschließung gegenüber anderen sozialen Gruppen bewirkt. So gesehen transportieren Namen ein Prestige, das in Diffusionsprozessen allmählich wieder aufgezehrt werden kann. Es müßte sich also ein schichtspezifisch unterschiedliches Präferenz- Innovationsverhalten identifizieren und beschreiben lassen. Wenn eine derartige Beschreibung gelingt, lassen sich in einer langen Zeitreihe Struktur und Dynamik sozialer Grenzziehungen verfolgen. Insbesondere aber soll damit überprüft werden, ob sich die für andere gesellschaftliche Bereiche der DDR (z.B. Bildung) diagnostizierte quasi-feudale Schichtungsstruktur auch als sprachlich-kulturelle Absonderung beobachten läßt (vgl. Solga, 1994). Es geht um die Frage, ob Vornamen - zumindest einer typischen Generation - auch als Markierungen von Herkunft und sozialer Position figurieren, somit die „feinen Unterschiede“

de“ (Bourdieu, 1984) zum Ausdruck bringen, die in alltäglichen Interaktionsprozessen meist unbewußt zum Einsatz kommen.

Um der Frage einer symbolisch repräsentierten sozialen Stratifikation in der DDR-Gesellschaft nachzugehen, wurden die im Jenaer Standesamt erhobenen Daten zunächst in zwei grobe Bildungsschichten unterteilt. Die erste Kategorie umfaßt Eltern, die zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Kinder Auszubildende, Schüler, Facharbeiter oder Meister waren. In der anderen Rubrik sind die Eltern enthalten, welche einen Fachschul- bzw. Hochschulabschluß besitzen, wobei diese Gruppe bedeutend weniger Personen umfaßt.

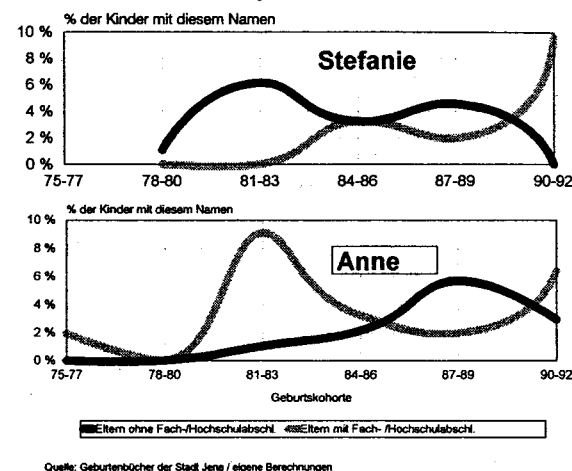
Bei den Mädchen erfreuen sich Namen wie Stefanie, Anja, Katja, Anne, Susan und Katrin in beiden untersuchten Kategorien großer Beliebtheit. Dennoch sind deutliche Unterschiede zu erkennen. Während der Name Nicole in der „unteren“ Bildungsschicht der Spitzenreiter ist, kommt er in der „höheren“ Bildungsschicht überhaupt nicht vor. Außerdem wählen hier die Eltern im Durchschnitt eher traditionelle Namen für ihre Kinder, zum Beispiel: Julia, Franziska, Caroline oder Katharina. Im Gegensatz dazu werden in der anderen Schicht eher Modenamen wie Cindy, Mandy, Yvonne, Sandra oder Doreen vergeben.

Vergabe von Mädchennamen 1975-1995 in der Stadt Jena nach Bildungshintergrund der Eltern (höchster Bildungsabschluß eines Elternteils)			
Ungelernte, Facharbeiter, Meister		Fachschule, Hochschule	
Vorname	% aller Kinder	Vorname	% aller Kinder
Nicole	4,5	Anja	3,7
Stefanie	4,1	Anne	3,4
Yvonne	3,3	Julia	3,4
Anja	3,1	Franzika	3,0
Mandy	3,1	Katrin	3,0
Christine	2,5	Stefanie	3,0
Katja	2,3	Caroline	2,7
Sandra	2,3	Katharina	2,7
Cindy	2,0	Katja	2,4

Das gleiche Phänomen kann man auch bei der Vergabe von Jungennamen beobachten. Auch hier wird von den Eltern mit Fachschul- oder Hochschulabschluß vorzugsweise auf traditionelle bzw. biblische Namen wie Johannes, Peter, Felix, Philipp, Benjamin und Maximilian zurückgegriffen, während in den „unteren“ Bildungsschichten eher Modenamen wie Marcel, Marko, Mike, Rene, Ronny, Nico, Steve, Enrico und Danny bevorzugt werden.

Analog zu den sozialen Theorien der Modediffusion wird in der Literatur davon ausgegangen, daß neue Namen in der oberen Bildungsschicht kreiert werden und dann in einer Art „trickle down process“ in die unteren Bildungsschichten diffundieren (vgl. Frank, 1977; Shin, 1980; Lieberman & Bell, 1992). Allerdings finden sich - insbesondere bei angloamerikanischen Namen - auch Anhaltspunkte für den umgekehrten Diffusionsprozeß (vgl. Besnard, 1994, S. 171). Schließlich gibt es auch Namen, die weitgehend schichtunabhängig verwandt werden, zum Beispiel Christian, Martin, Thomas, Stefan, Alexander und Sebastian, da sie gleichermaßen in beiden Bildungsschichten auftreten.

Abb. 5: Diffusionsprozesse



Zwei Beispiele dafür, daß in der DDR wie in den westlichen Gesellschaften die Diffusion von ästhetischen Vorlieben nicht mehr ausschließlich nach dem von Simmel (1895) inaugurierten Top-Down-Modell erfolgen, zeigt die Abbildung 5. Während der Vorname „Stefanie“ zuerst in der bildungsfernen Elterngruppe Karriere machte und dann bei den Eltern mit höherem Bildungsabschluß beliebt wurde, folgte der Name „Anne“ dem umgekehrten, klassischen Diffusionsmodell. Neben der Namenspräferenz deuten auch strukturelle Indikatoren auf eine Verfestigung bestimmter Traditionen im „Bildungsmilieu“ hin. So wurden von den Eltern mit hohem Bildungsabschluß in 5,2% der Fälle der Elternvorname an das Kind weitergegeben, im bildungsfernen Milieu hingegen nur in 1,6% der Fälle. Ein Befund, der darauf hindeutet, daß auch in der DDR einem eher traditionslosen Arbeitermilieu ein Bildungsmilieu gegenüberstand, das Mechanismen der Vererbung kulturellen Kapitals entwickelte. Die Spuren einer derartigen „Vererbung“ ästheti-

scher Präferenzen zeigten sich auch in der Befragung von Eltern. So gaben Eltern, die ihren eigenen Namen als geläufig oder sehr geläufig einschätzten, nur zu 20% an, daß das Kind einen seltenen Namen bekommen solle. Eltern, die ihren eigenen Namen als selten oder sehr selten betrachteten, wünschen hingegen zu 42% auch für ihr Kind einen seltenen Namen.

Insgesamt kann man sagen, daß der Indikator „Vorname“ auf schichtspezifische Unterschiede hinweist. Offenbar war die „klassenlose“ Gesellschaft der DDR nicht nur einem gewissen Individualisierungsdruck ausgesetzt, sondern auch dem „ehernen Gesetz der Oligarchie“ (Michels, 1911) unterworfen, so daß die neu etablierte Bildungselite es durchaus verstand, die feinen symbolischen Unterschiede zu produzieren und zu reproduzieren.

VI. Einmal Ossi, immer Ossi?

Erving Goffman hatte die „Routinen des sozialen Verkehrs“ so beschrieben, daß die Gesellschaft „Mittel zur Kategorisierung von Personen“ bereitstellt, die es ermöglichen, auch einem Fremden gegenüber „soziale Identität“ zu antizipieren (Goffman, 1979, S. 19f). Ein Stigma entsteht, wenn ein Individuum, das leicht in den gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können, ein Merkmal besitzt, das Abwendung provoziert, zumindest aber einen Mangel an Beachtung oder Respekt. Für die stigmatisierte Person setzt dann unabhängig von den tatsächlichen Eigenschaften die regelmäßige Erfahrung der Stigmatisierung ein, und es beginnt die Suche nach Neutralisierungstechniken. Daß gerade Namen sich für derartige Stigmatisierungen eignen und sogar für gezielte und politisch organisierte Ausgrenzungen benutzt werden können, läßt sich nicht nur theoretisch begründen, sondern auch an einer Fülle historischer Fallbeispiele exemplifizieren, besonders ausgeprägt an der Verwendungsgeschichte jüdischer Namen (vgl. Bering, 1992).

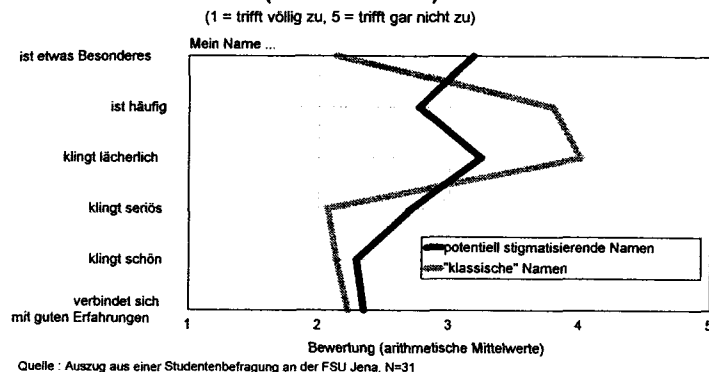
Wie bereits erwähnt, verbreiteten sich in den 70er und 80er Jahren in der DDR Modenamen, die im wiedervereinigten Gesamtdeutschland problemlos eine Ost-West-Verortung ermöglichen: „Sobald in den Medien von Sportlern oder Künstlern mit Vornamen wie 'Enrico', 'Silvio', 'Kathrin' oder 'Mandy' die Rede war, tauchte der Verdacht auf: 'Na der/die wird wohl aus der DDR sein'“ (Seibicke, 1993). Neben dieser regionalen Verortung ermöglichen jene Namen, im Unterschied zu „klassischen“ Namen mit langen Lebenszyklen, auch zeitlich eine relativ genaue Verortung des Namensträgers. Der Name Mandy taucht z.B. erstmalig nach dem Mauerbau auf und entwickelt sich Anfang der 70er Jahre zu einem Modenamen. Ende der 70er Jahre erreicht der Name den Höhepunkt seines Lebenszyklus und ist nach 1990 recht abrupt aus den Geburtsregistern verschwunden. Weiterhin lassen viele dieser Modenamen auch Rückschlüsse auf das soziale Herkunftsmilieu zu. Daß derartige Einordnungen tatsächlich vorgenommen werden

und dennoch auf Befragen regelmäßig negiert wird, daß soziale Herkunft am Namen erkennbar wäre, zeigen mit erstaunlicher Stabilität Versuche mit amerikanischen Collegestudenten. Die Studenten verneinen die Frage, ob am Namen die Herkunft erkennbar sei, fast durchgängig. Bei der anschließenden Zuordnung von Namen zu bestimmten Gruppen entstehen jedoch völlig übereinstimmende Zuordnungsmuster (vgl. Skipper, Leslie & Wilson 1990). Wenn man einmal die Namen, die zwischen 1975 und 1990 im Standesamt Jena registriert wurden, ganz grob nach dem Bildungshintergrund der Eltern sortiert, werden eindeutige Präferenzen erkennbar. Die Liste der beliebtesten Namen in der Gruppe bildungsferner Eltern enthält eine Reihe von Namen, die in der Gruppe, in der mindestens ein Elternteil einen Fachschul- oder Hochschulabschluß besitzt, gar nicht oder fast gar nicht auftaucht. Zu diesen Namen gehört Mandy. Für eine tatsächliche Stigmatisierung sind diese Abgrenzbarkeiten Voraussetzungen. Wirksam wird eine Stigmatisierung aber erst, wenn drei weitere Bedingungen erfüllt sind: Dem Symbol muß ein negativer oder abwertender Assoziationshorizont zugeordnet sein, diese Konnotation muß zumindest in größeren Gruppen einheitlich erfolgen, und es muß ein Mindestmaß an öffentlicher Verwendung eines Stigmasymbols stattfinden, damit derartige Konnotationen rekursiv stabilisiert werden können. Das ist empirisch nicht einfach zu überprüfen; aber es gibt einige Anhaltspunkte, die es als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß alle drei Bedingungen im Fall Mandy vorliegen: In Westdeutschland durchgeführte Untersuchungen zu Namenskonnotationen zeigen, daß der Name Mandy nicht nur ein relativ einheitliches Konnotationsmuster hervorruft, sondern im Vergleich zu anderen Frauennamen auch eine fast durchgängig negative Bewertung erfährt. Zugleich handelte es sich beim Namen „Mandy“ um denjenigen, mit dem die wenigsten Probanden eine konkrete Person verbinden konnten (vgl. Hartmann, 1984).

Bleibt die öffentliche Verwendung des Stigmasymbols: Da wir es hier nicht mit gezielten Namenspolemiken gegen einzelne Personen oder mit politischen Kampagnen zu tun haben, bildet die Witzkultur eine ausgezeichnete Quelle. Dort werden mit ironischer Distanz sonst kaum vertretbare Zuschreibungen vorgenommen: Die Blondinen, die Türken, die Ostfriesen usw. Wer in Potsdam wohnt, hat auf diese Art und Weise vielleicht auch schon mit Mandy Bekanntschaft gemacht. Dort strahlt nämlich Radio Fritz - ein alternativer Radiosender - täglich das „Mandy-Wetter“ aus, das den Blondinenwitzen in nichts nachsteht. Die Betroffenen sind sich, wie eine Befragung von Studierenden ergab, der unterschiedlichen Distinktionsqualitäten von ehemaligen Modenamen (Mandy, Cindy, Sandy, Sandra etc.), die heute potentiell stigmatisierende Namen sind, und der eher „klassischen“ Namen (Katharina, Franziska, Annegret etc.) durchaus bewußt (vgl. Abb. 6). Allerdings scheinen sich daraus (bisher) keine kognitive Dissonanzen zu ergeben, denn beide Gruppen finden ihren Namen schön und differieren auch nur geringfügig in der Zufriedenheit mit ihrem Namen. Auch reale Stigmatisierungserfahrungen sind bis-

her offenbar ausgeblieben oder unbemerkt geblieben, jedenfalls haben beide Gruppen eher positive Erfahrungen mit der Wirkung ihres Namens gemacht.

Abb.6: Studentische Bewertungen des eigenen Namens (Mädchennamen)



VII. Was wächst denn da zusammen?

Versucht man den knappen Streifzug durch die deutsch-deutsche Namensgeschichte zu resümieren, sind drei Befunde festzuhalten: 1) Die DDR hat kulturell offenbar immer ein Bein im Westen gehabt. In den 70er Jahren ist der Westen virtuell im Modenamensschatz präsent, ab Mitte der 80er Jahre kommt es zu einer realen Angleichung der ästhetischen Präferenzen. 2) Ähnlich wie im Westen laufen seit den 60er Jahren zwei widersprüchliche Entwicklungen in der DDR ab. Einerseits ein anhaltender Individualisierungsprozeß, andererseits eine Milieuformierung mit deutlich unterschiedlicher Ausstattung an symbolischen Kapitalien. 3) Kulturelle Modernisierungsprozesse wie etwa die Veränderung von Geschlechterrollenstereotypen haben sich offenbar nicht linear entwickelt, vielmehr wurde in den 60er Jahren schon Erreichtes seit Ende der 70er Jahre in einer Art Restaurationsbewegung zurückgenommen. Die Ähnlichkeiten zwischen Ost und West lassen vermuten, daß im Wiedervereinigungsprozeß ein hinreichend starkes gemeinsames kulturelles Fundament vorhanden war und ist, um eine „gemeinsame Sprache“ zu finden. Dies sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß andererseits reichlich symbolische Differenzmarkierungen vorhanden sind, die kontextabhängig für die Konstruktion von divergenten Ost- und Westidentitäten genutzt werden können. Die unterschiedliche Ausstattung mit sozialem Kapital führt schließlich zu der Vermutung, daß wir es nicht mit einem, sondern vielen sehr unterschiedlich strukturierten deutsch-deutschen Sprachspielen zu tun haben.

Literatur

- Bering, Dietz (1992). *Der Name als Stigma*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Besnard, Philippe & Desplanques, Guy (1988). *Un Prénom pour toujours*. Paris: Baland.
- Besnard, Philippe (1994). A Durkheimian approach to the study of fashion: the sociology of Christian or first names. In Pickering, W.S.F. & Martins, H. (Hg.): *Debating Durkheim*. London/New York: Routledge.
- Blumenberg, Hans (1990). *Arbeit am Mythos*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bordieu, Pierre (1984). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Cassirer, Ernst (1953). *Philosophie der symbolischen Formen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft.
- Debus, Friedhelm (1995). Soziolinguistik der Eigennamen. Name und Gesellschaft (Sozioonomastik) In *Namenforschung, Name Studies, Les noms propres. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Frank, Rainer (1977). *Zur Frage einer schichtenspezifischen Personennamengebung*. Neumünster: Wachholtz Verlag.
- Geißler, Rainer (1996). Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, 319-338.
- Gerhards, Jürgen (1996). *Nomen est Omen: Kulturelle Modernisierung am Beispiel der Entwicklung der Semantik von Vornamen*. Vortrag auf dem 28. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1962). *Dichtung und Wahrheit*. Zürich/Stuttgart: Artemis.
- Goffman, Erving (1979). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hartmann, Thorsten (1984). *Untersuchung der konnotativen Bedeutung von Personennamen*. Neumünster: Wachholtz.
- Hornbostel, Stefan (1996). *Eigennamen - die Politik der feinen Unterschiede*. Vortrag auf dem 28. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden.
- Lévi-Strauss, Claude (1968). *Das wilde Denken*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Liebertson, Stanley & Bell, Eleanor (1992). Children's First Names: An Empirical Study of Social Taste. *American Journal of Sociology* Vol. 98, 3, 51-554.
- Luthe, Heinz Otto & Meulemann, Heiner (Hg.). (1988). *Wertwandel-Faktum oder Fiktion?* Frankfurt/New York: Campus.
- Kleinteich, Bernd (1992). *Vornamen in der DDR. 1960-1990*. Berlin: Akademie Verlag.
- Michels, Robert (1911). *Zur Soziologie des modernen Parteiwesens in der modernen Demokratie*. Leipzig.
- Mill, John Stewart (1843). *A System of Logic* (Buch 1, Kap.2, §§ 1-5). London.

- Seibicke, Wilfried (1993,18.8.).Mandy, Peggy, Steve. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, S.29.
- Shin, Kwang Sook (1980).Schichtspezifische Faktoren der Vornamengebung - Empirische Untersuchungen der 1961 und 1976 in Heidelberg vergebenen Vornamen. In *Europäische Hochschulschriften*, (Reihe 1, DT Sprache und Literatur, Bd. 346). Frankfurt/Main.
- Simmel, Georg (1983).Zur Psychologie der Mode. In Simmel, G., *Schriften zur Soziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Skipper, James; Leslie, Paul& Wilson, Brenda (1990).A Teaching Technique Revisited: Family Names, Nicknames, And Social Class. *Teaching Sociology*, 18, 209-213.
- Solga, Heike (1994).Mobilität und Legitimität. Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der alten DDR und der alten BRD. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*,46, 193-208.
- Walther, Hans & Schultheis, Johannes (1974).Soziolinguistische Aspekte der Eigennamen.In *Beiträge zur Soziolinguistik*, (S.187-205). Halle.
- Werner, Ottmar (1995).Pragmatik der Eigennamen. In *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Wittgenstein, Ludwig (1977).Philosophische Untersuchungen. In Wittgenstein, L., *Schriften* (Bd.1). Frankfurt/Main.